

Jürgen Link: Bangemachen gilt nicht auf der Suche nach der Roten Ruhr-Armee. Eine Vorerinnerung.

Roman. Oberhausen: assoverlag 2008

Aus der trüben Flut der Neuerscheinungen, die im vergangenen Jahr anlässlich des Jubiläums «40 Jahre 1968» auf den Buchmarkt geworfen wurden und deren überwiegender Teil aus Abrechnungen und Selbstbeichtigungen so genannter Achtundsechziger bestand, die sich heute für die Insurrektion ihrer Jugendtage zu schämen scheinen, ragt eine Publikation in mehrfacher Hinsicht heraus: Jürgen Links Roman *Bangemachen gilt nicht auf der Suche nach der Roten Ruhr-Armee*. Nun ist auch Link, der emeritierte Literaturwissenschaftler und Diskurstheoretiker, engagiert in der Studentenbewegung in Deutschland wie in Frankreich, ein «Achtundsechziger». Aber er ist kein Renegat und steht mit seiner Position quer zur dominanten Verteufelung des politischen Veränderungswillens, bei der viele seiner Altersgenossen so bereitwillig assistieren. In einem Gespräch mit der *Bochumer Stadt- & Studierendenzzeitung* resümierte er, dass 68 von den «Eliten» nun endgültig für mausetot gehalten werde und dass diese Eliten auch davon überzeugt seien, dass die Diskreditierung dieses Ereignisses bei der Jugend endlich voll gelungen sei.

Ein Buch wie Jürgen Links Roman im Kontext der zum größten Teil doch recht unerheblichen Publizistik zu «40 Jahre 1968» zu diskutieren, ist eigentlich unzulässig. Die Bücher von erstaunlich weit nach rechts geschlitterten Ex-Achtundsechzigern wie Peter Schneider oder Götz Aly wird man später vielleicht einmal als Zeitdokumente lesen, um besser zu verstehen, wie ehemalige Linksintellektuelle zu Parteigängern einer rot-grünen Regierung werden konnten, die für die endgültige Durchsetzung des neoliberalen Wirtschaftsmodells in Deutschland sorgte und mit der Bundeswehr in einen völkerrechtswidrigen Krieg zog. Jürgen Links Buch aber ist die bislang wohl anspruchsvollste literarische Auseinandersetzung eines Involvierten mit der linken Bewegung in der BRD 1968ff., vergleichbar allenfalls noch mit Christian Geisslers *kamalatta* – einem Buch, das allerdings ganz die Frage des bewaffneten Kampfes fokussiert. Links fast 1000-seitiger Roman ist ein hochartifizierlicher Text, der nicht weniger anstrebt, als für dieses utopische Denken literarische Formen zu finden und seine Auswirkungen auf das Leben der Protagonisten jener Jahre nachzuzeichnen.

Quer zum Gros der 68er-Literatur steht Jürgen Link schließlich mit seinem ästhetischen Anspruch. Denn eine autoreflexive Prosa auf der Höhe der Moderne war die Sache dieser Autoren-

generation in den meisten Fällen nicht. Hans Magnus Enzensberger plädierte damals im *Kursbuch* für eine den politisch bewegten Zeiten angemessene «Gebrauchsliteratur»; Weltanschauung wurde wichtiger genommen als Ästhetik, es blühten Reportagehaftes und Agitprop, während die Vertreter der neoavantgardistischen, experimentellen Literatur großteils Distanz zum Marxismus der Studentenbewegung übten und höchstens eine Art dandyhafter Privatanarchie kultivierten. Insofern schlägt Link eine Brücke, der beinahe etwas Utopisches anhaftet, wenn man sich dem Gedankenspiel hingibt, was werden hätte *Wilmann* (oder noch einmal werden wird), wenn avanciertes politisches Denken und avancierte ästhetische Praxis sich verbunden hätten. Dabei ist Jürgen Link, der erst jetzt, nach seiner Emeritierung, als literarischer Autor in Erscheinung tritt, alles andere als ein orthodoxer Marxist, sondern vielmehr durch die Schule der neueren französischen Philosophie, namentlich der von Michel Foucault gegangenen, die er als einer der ersten Literaturwissenschaftler im deutschen Sprachraum für seine Disziplin fruchtbar zu machen verstand.

Theodor W. Adorno, dessen ästhetischer Rigorismus von den Studenten 1968 beargwöhnt wurde, geht schon in einem 1954 gehaltenen Vortrag von der Paradoxie aus, dass nicht mehr sich erzählen lasse, während die Form des Romans nach Erzählung verlange. Wer mit seinem Schreiben nicht auf diesen Widerspruch reagiert, der fällt zweifellos hinter das Reflexionsniveau der literarischen Moderne zurück. Hinzu kommt, dass ein Autor, der seine Prosa in der Perspektive eines auf Veränderung zielenden politischen Denkens entwirft, sich schwerlich affirmativ auf die «spezifische literarische Form des bürgerlichen Zeitalters» (Adorno) beziehen kann. Erstaunlich genug, dass Link diese Konsequenz als Erster zog, während jüngere Autoren, die heute von den Feuilletons als politisch auf der Höhe der Zeit gehandelt werden – postmoderne Linke von Dietmar Dath bis Ulrich Peltzer – sich noch immer ausgesprochen konventioneller narrativer Muster bedienen.

Link folgt nicht dem ausgelaugten Roman-Muster, alles auf prototypische Romanfiguren herunterzubrechen, die dann ein Zeitpanorama ergeben sollen. Er zeichnet nicht das Schicksal des Intellektuellen x oder y, das dann so kontingent und leicht abzutun wäre, wie es alle Einzelschicksale nun einmal sind. Er wählt ein kollektives «Wir» als Medium seiner Narration – ein «Wir»,

das individuelle und Geschlechtergrenzen transzendiert; das konkurrierende Fraktionen umfasst; das einerseits das Lebensgefühl einer bestimmten Gruppe in einer bestimmten Zeit abbildet, gleichzeitig aber ein so (noch) uneingelöstes Ideal von Kollektivität aufrechtzuerhalten versucht. Alles je Einzelne, alle offenkundigen Widersprüche und Verwerfungen fließen immer wieder in einen großen, kollektiven Erzählstrom zurück, der die Überwindung dieser Widersprüche visiert.

Der zweite entscheidende Kunstgriff Links ist in dem Untertitel des Romans angedeutet, der das Buch als «eine Vorerinnerung» ankündigt. Die verschiedenen Zeitebenen sind so ineinander verschachtelt, dass die Chronologie immer wieder aufgehoben erscheint. Man darf darin vielleicht ein trotziges Aufbegehren gegen die Zeitläufe lesen, das sich Alternativen nicht ausreden lassen will; man darf aber vielleicht auch an Rosa Luxemburgs berühmtes Diktum denken, das die Revolution sagen lässt: «Ich war, ich bin, ich werde sein!» So sind in den kollektiven Hauptstrom der Erzählung, die sich von den frühen Sechzigerjahren auf eine Zeit «2001 plus x» zubewegt, immer wieder so genannte Simulationen eingeschaltet und in Kleinschreibung vom übrigen Text abgesetzt, welche die Zukunft aus der Sicht von damals entwerfen und dann etwa als eine «Hochrechnung von 1974 auf 1994» figurieren. Auch Fehlprognosen werden nicht getilgt. Allerdings haben sich einige der bittersten Voraussagen, beispielsweise die Militarisierung der deutschen Außenpolitik, inzwischen bewahrheitet. Dazu kommen die spielerischen «Zwillingsgeschichten», die anhand eines politischen und eines unpolitischen (weiblichen) Zwillings verschiedene satirische Verwechslungsgeschichten ausmalen und das «engagierte» Lebensmodell ironisch in Frage stellen. Der Simulation von Zukunftsszenarien steht schließlich der Blick zurück auf die revolutionären Ereignisse im März 1920 gegenüber, als eine Rote Ruhr-Armee in Teilen des Ruhrgebiets für kurze Zeit die Macht übernehmen konnte.

Die Simulationen und Geschichten werden in so genannten Datschewabohus – abgeleitet vom chinesischen Dazibao für Wandzeitungen – verbreitet. Dort waltet eine ganz eigene Nomenklatur, die in Fußnoten und einem Glossar am Schluss aufgeschlüsselt wird: vom V-Träger (Verantwortungsträger), über 150 B (150 Prozent Bolschewismus), den eMo(l)l (entspannter Märchenonkel [links]) bis zu den verschiedenen Säften des V-Trägers (hellgrau=Intelligenz,

gelb=Arbeitskraft/Geld und so fort). Dieser auf Verallgemeinerbarkeit zielenden Stilisierung entspricht eine abstrakt gezeichnete Topografie des Ruhrgebiets, die weitgehend ohne geographische Bezeichnungen auskommt und das Charakteristische des größten deutschen Ballungsraums, etwa die patchworkartige Struktur dieser Stadtlandschaft, umso prägnanter erscheinen lässt. Links Erzähler – Wir ist nicht nur zwischen den Zeiten, sondern auch ständig auf Autobahnen und Schleichwegen unterwegs. Im *Westdeutschen Rundfunk* verglich Link das Ruhrgebiet mit einem Rhizom und meinte: »Genau das ist die Landschaft für mögliche Partisanensubjekte.« Ihr entspricht ein rhizomartig aufgebauter Text.

Parallel zum eigenen »Langen Marsch durch die Normalität« verläuft der »Lange Marsch des V-

Trägers zum deutschen Vietnam«. Und nach vielfachen Anfechtungen und Spaltungen, enttäuschten Hoffnungen auf neue kommunistische Parteien, auch auf eine Komplizenschaft mit dem Proletariat, die an der Ruhr näher lag und weiter ging als anderswo, nach großer Demoralisierung durch eine Razzia und nach Krankheiten stellt sich auch im neuen Jahrtausend noch die Frage, wie die »zerlogik des V-Trägers« zu knacken wäre: »Wer aus dem Krieg ent schlüpfen will, hilft dem neuen Hitler – pro Krieg = kontra neuen Hitler, kontra Krieg = pro neuen Hitler. Genau mit diesen Kretin-Gleichungen bombardierten sämtliche Politiker und Medienleute und allen voran die Konverter parallel mit den Tornados den Einzelnen Bürger, den Normalverbraucher, den Steuerzahler und den Mittewähler.«

So mündet der Roman in ein das Erzählprojekt reflektierendes Kapitel, in dem seine Motivation pointiert offen gelegt wird: »Wenigstens einen realistischen Erfahrungsbericht einiger nicht konvertierter 68er könnten wir doch in Gestalt unserer Endmontage vorlegen, wenigstens das doch.« Das vorliegende Ergebnis dieser Anstrengungen ist weit mehr als ein Erfahrungsbericht. Es ist auch ein Versuch, sich gegen das »Überrolltwerden« zu wappnen, und die Blöcke dieses Textmassivs sind mit der Absicht montiert, irgendwo ein »Pfortchen in der Mauer« zu finden, um das schöne Bild zu zitieren, das Jürgen Link gleich auf den ersten Seiten für das plötzlich aufblitzende Utopische einführt.

Rainer Just

Schritt zurück im Zorn

Ein Schritt weiter. Die n+1-Anthologie. Hg. von n+1-Research. Aus dem Amerikanischen von Kevin Vennemann. Frankfurt/Main: Suhrkamp 2008

Was tun? Was tun, um die Welt zu verändern? Eine mögliche Antwort: Schreiben, die gesellschaftlichen Zustände beschreiben, mit der Hoffnung, dass sich die angekreidete Welt, in ihren Missständen erkannt, vielleicht zum Guten hin wendet. *Kritik* heißt das Zauberwort, das so alt ist wie Zivilisation und Kultur, doch wer mit seiner Kritik nicht nur negativ, sondern auch konstruktiv sein will, der braucht zuallererst einen Ort, von dem aus sein Widerspruch zu hören ist, er braucht Öffentlichkeit, und was läge da näher, als sich sein Publikationsmedium selbst zu schaffen? Genau das hat sich vor vier Jahren eine Handvoll junger Intellektueller aus New York gedacht und eine literarische Zeitschrift mit dem Namen *n+1* gegründet, eine Zeitschrift, die inzwischen, nach nur sechs Nummern, so kultig geworden ist, dass nun im Suhrkamp Verlag eine Anthologie ihrer besten Essays vorliegt. Das Programm der Herausgeber, darunter auch Benjamin Kunkel, Autor des Bestsellerromans *Unentschlössen*, verspricht sehr viel: Sie seien »wütend«, heißt es in der ersten Ausgabe, zornige junge Köpfe, die sich nicht nur über die Gesellschaft, sondern auch über die Harm- und Spannungslosigkeit des Kulturbetriebs ärgern, dessen Aufgabe es doch gerade sein müsste, die gesellschaftlichen Missstände radikal zu hinterfragen. Die intellektuelle Kritik habe versagt, lautet ihre Anklage, sie sei entweder verstaubt oder infantil, auf jeden Fall zahn- und gelstlos, und ihre Forderung, die freche Herausforderung an die konformistische Mainstream-Intelligenzia, klingt dementsprechend kämpferisch: »Wir müssen unsere Ideen ernsthaft vertre-

ten und unser Leben danach ausrichten. [...] Es ist Zeit, dass wir sagen, was wir denken.« Die Form ihrer Essays, steht in der Einleitung der Suhrkamp-Anthologie zu lesen, »feiert die Langsamkeit, die Ernsthaftigkeit und die Geduld zur ausführlichen Reflexion«, was neben der Lust am »Kampf der Ideen« auch eine Schulung im dialektischen Gebrauch der Vernunft voraussetzt, denn ohne Philosophie – so das Credo von *n+1* – werde »das linke Denken zu einer Qual«: »Theorie ist tot, lang lebe die Theorie!«

Was ist damit gemeint? Zunächst der Vorwurf, dass wir in einer ratlo-anorektischen Zeit leben, dass Interpretationen, die mit komplexen Philosophemen arbeiten, nicht mehr gefragt sind, dass es scheint, als hätten die Intellektuellen ihren Widerstand gegen die Theorie endgültig abgeschlossen. Und zwar mit einem Siegeslächeln: Man habe ja schon immer gewusst, dass dieses unverständliche, querköpfige Zeug nichts bringt. Wer braucht einen Derrida, einen Lacan, einen Foucault, wer braucht einen Adorno oder Marcuse, heute, vierzig Jahre danach, wo doch, nach dem Scheitern aller Revolutionen, ganz andere Gesetze herrschen? (Dass es gerade deshalb die immer gleichen sind, sehen sie nicht.) Hegel, Marx, Freud? Tote Hunde. Doch die Macher von *n+1* wollen das Totgesagte und Totgeschwiegene am Leben halten. In ihren Texten geht ein Gespenst um, nicht nur das Gespenst des linken Engagements, sondern auch das Gespenst der Theorie, und sie vertrauen auf die gesellschaftskritische Macht ihres spekulativen Unwesens. »Loud and proud« – so konstatiert der Klappentext des Suhrkamp-Sammelbandes – stellt sich

n+1 in die Tradition der Kontinentalphilosophie, auf der einen Seite flankiert vom französischen Poststrukturalismus, auf der anderen – was weit mehr überrascht – vom Gedankenübergebäude der Frankfurter Schule: das *n+1*-Autorenteam will als ein »Sozialforschungsinstitut, das zufällig die Form eines Literaturmagazins angenommen hat«, verstanden werden. Adorno, *back in the USA*? Das macht hellhörig, sehr sogar. Doch in welcher Gestalt kehren hier die lebenden Toten wieder? Auf Walter Benjamin anspielend, könnte man es zunächst so formulieren: Es stimmt, Kritische Theorie ist klein, hässlich und unansehnlich geworden und muss sich als Zwerg, der zu viel weiß, in der positivistischen Aberglaubensmaschine der Globalisierung verstecken. Wer will schon die ganze Wahrheit wissen, wenn es so bequem geworden ist, an das unwahre Ganze zu glauben (an Geld, an Gott, an Nichts)? Wissen, wirkliches Wissen, ist Melancholie, nicht Macht (die Macht hat kein Bewusstsein des Fremden, sie verinnerlicht nichts, sondern *googlet, scannt, out-sources*). Menschen, die zu viel denken, kommen für gewöhnlich unter die Räder, oder – wenn sie trotzdem nicht aufhören können, sich ein eigenes Auto zu wünschen – in die Denkfabriken der Großkonzerne, die schon vor langer Zeit begriffen haben, dass sich auch mit Kapitalismuskritik, fein hausgemacht, der Cashflow weiter steigern lässt: Pack den Dissidenten in den *Think Tank*! Auch diesen Geist schreiben wir ab.

Angesichts eines panökonomischen Getriebes, dem sich kein Intellektueller, der sich auf den Jahrmarkt der Schriftstellerei begibt, restlos entwinden kann, ist es durchaus nach-

100 am: Wespennest 155 – Mai 2009
[www.wespennest.at]